

# Ein Plädoyer für gute Arbeit

Prof. em. Dr. Marianne Gronemeyer

Erst wenn Menschen wollen, was sie sollen, sind sie zu buchstäblich allem zu gebrauchen, erst dann ist die Macht, der sie dienen, wirklich elegant, weil unauffindbar, von souveräner Unauffälligkeit, erst dann ist jeder Widerstand im Keim erstickt, erst dann ist die Umprogrammierung zum ‚funktionalen Menschen‘, von dem Imre Kertész sagt, dass sein Leben abläuft „wie der Kolben in einem gut isolierten Glaszylinder,“ ...wie „eine ihn selbst ersetzende Funktion“<sup>1</sup>, vollendet. Das sind starke Worte, die ich mit einer kleinen, äußerst alltäglichen Begebenheit illustrieren will, die mir zeigt, wie verführerisch es sein kann, die **Arbeit**, die wir **tun** und die unseren unverwechselbaren „Charakter formt“ einzutauschen gegen die **Funktion, die uns ersetzt**:

Das Café wurde mir lästig durch aufdringliche Musik. Alle meine Bemühungen, mich durch Lesen gegen sie anzukonzentrieren, scheiterten, und je mehr ich versuchte, sie zu überhören, desto unüberhörbarer wurde sie. Da es in dem Raum außer mir kaum Gäste gab, wagte ich einen Vorstoß gegen die akustische Behelligung. Ich bat den Wirt, die Musik wenigstens auf eine erträgliche Lautstärke zu dämpfen. Das, so sagte er mir in freundlichem aber bestimmten Ton, könne er nicht, denn dies sei ein Café mit Komplettbeschallung. Das Wort ‚Komplettbeschallung‘ verblüffte mich dermaßen, dass mir jede Widerrede im Halse stecken blieb. Da ich aber einer Verabredung wegen dort nicht weg konnte, musste ich mich weiter beschallen lassen und zwar komplett. Der Wirt war ein unauffälliger und an sich freundlicher Mensch, der sicher bei Gelegenheit einer alten Dame über die Straße geholfen hätte, aber was ich von ihm verlangte, fiel erkennbar nicht in seine Zuständigkeit. Die Sache fand ihre Fortsetzung, als ich meine Bestellung aufgeben wollte. Es gab so eine Art Frühstücksbuffet, das insbesondere mit dem Hinweis auf das zugehörige Rührei beworben wurde. Ich wollte gern das Rührei essen, aber nicht das

---

<sup>1</sup> Imre Kertész: Galeerentagebuch ..... , S. 8 f.

Frühstück, denn es war inzwischen Mittagszeit und mein Frühstück lag lange hinter mir. Als ich diesen Wunsch dem Wirt vortrug, wurde ich wieder abschlägig beschieden und belehrt, dass dies ein Systemcafé sei, und ich das Frühstück nur komplett haben könne. Da war es zum zweiten Mal das magische Wort ‚komplett‘. Ich lernte also, dass ich mich in einem Systemcafé mit Komplettbeschallung befand, welches meine Sonderwünsche sowohl unpassend als auch ziemlich alt, will sagen, unerfüllbar aussehen ließ. Es sei zur Ehre des Wirts gesagt, dass er sich dann durchaus um mich bemühte und mir immer weiteren Nachschub für die ‚Kompletterung‘ meiner Mahlzeit anbot. Was ich aber wollte, war ja gerade nicht mehr, sondern weniger von dem, was er zu bieten hatte, und eben das konnte er mir nicht bieten.

Man könnte dies für eine kuriose Episode halten, aber sie ist voll Hinter-sinn und sehr symptomatisch. Was mich irritierte, war der leise Triumph, mit dem der Wirt mir die Abfuhr erteilte, und ein kaum verhohlener Unterton des Stolzes. Seine Berufsehre lag nicht etwa darin, es seinen Gästen recht zu machen, sondern sie mit dem Verweis auf die höhere Ordnung, der er diene, über die Unangemessenheit ihrer Wünsche zu belehren. Er verschanzte sich hinter einer unsichtbaren Instanz, die mächtiger war als er und ihn der eigenen Entscheidung enthob. So war er in dem, was er tat, im Vorhinein gerechtfertigt, und mir wurde es unmöglich, ihm seine Absage als unfreundlichen Akt auszulegen. Er fühlte sich gerade durch seine Entscheidungs*unfähigkeit* mir gegenüber ermächtigt und war sichtlich stolz darauf, in einem *System* fungibel zu sein und alle Störungen von ihm fernzuhalten.

Das System ist auf eine teuflische Weise verführerisch: es verleitet uns dazu, unsere Gefangenheit mit Zugehörigkeit zu verwechseln, unsere Funktionalisierung als Anteilhabe an der Macht zu deuten, unsere Unzuständigkeit für Entlastung zu halten und die Verregelung für einen Zuwachs an Sicherheit. Und statt klaustrophob in der verwalteten Welt zu werden, fühlen wir uns ganz bequem und auskömmlich mit allem versorgt

und arrangieren uns halbwegs zufrieden mit den rapide zunehmenden Beschränkungen unseres Handlungsspielraumes.

Der Wirt und ich, wir waren also beide gefangen in dem System des ‚Systemcafés‘. Er, weil er von ihm bezahlt wurde und ich, obwohl ich dafür bezahlte. Als Personen waren wir füreinander unkenntlich, Ich war als ein durchschnittliches Konsumentenprofil veranschlagt und in ihm konnte ich nur noch den Funktionär, das Systempartikel erkennen.

Aber wie viel Zumutungen pariere ich selbst tagtäglich mit Anpassung an sie, ohne sie auch nur als Zumutung zu bemerken? Mit wie viel Entmündigung arrangiere ich mich durchaus in dem Gefühl, einer Annehmlichkeit teilhaftig zu werden. Wie viel Zuständigkeit und Selbstbestimmung lasse ich mir leichten Herzens abkaufen, wenn mir im Gegenzug Zeitgewinn oder Sicherheit oder Bequemlichkeit oder Anerkennung versprochen wird. Und das sind ja im wesentlichen die Versprechen, mit denen den Menschen ihr Tun abgemarktet und ihre Bereitschaft, sich funktionalisieren zu lassen, gelockt wird.

Es ist tatsächlich – selbst für kritische Geister - fast ein Glücksfall, wenn sich gelegentlich die Zumutungen als solche verraten, statt untergründig und unbemerkt, als Befreiung von dieser oder jener Unbill des Lebens missdeutet, ihren Tribut von uns zu kassieren.

Auf der Suche nach der ‚guten Arbeit‘ werden wir also nicht fündig, wenn wir uns darauf verlassen, wie Menschen über ihre Arbeit denken, oder genauer, was sie über ihre Arbeit sagen. Um seiner Selbstachtung willen würde niemand, der oder die es irgend vermeiden kann, zugeben, dass er im Dienste vollständig sinnloser, ja äußerst schädlicher Arbeit den größten Teil seines Lebens zubringt. Den größten Teil? Ja, durchaus! Denn längst haben die Belange der Arbeit alle sogenannte Freizeit und auch die Zeit des Schlafes in ihren Dienst gestellt.

Es braucht härtere Kriterien, um beurteilen zu können, was gute und was schlechte Arbeit ist, als die Auskunft derjenigen, die die Arbeit tun. Mit der Feststellung, dass den Arbeitsmenschen ihre Arbeit öde und sinn-

los vorkommt, ist das Übel, das die moderne Arbeit darstellt, noch verharmlost.

Über gute Arbeit lässt sich, so wie die Dinge heute liegen, nur sprechen, wenn wir der Tatsache ins Auge sehen, dass es sie nicht gibt, nicht mehr gibt, jedenfalls nicht, sofern wir uns auf dem Arbeitsmarkt nach ihr umtun; und die marktgängige Arbeit ist ja heutzutage die einzige, die der Rede wert scheint. Alle dort organisierte, verteilte und entlohnte Arbeit ist schädlich. Ausdrücklich sage ich das auch von jenen Dienstleistungstätigkeiten, die nach wie vor in hohem gesellschaftlichen Ansehen stehen und deren Wachstum auch von eingefleischten Wachstumskritikern immer noch für unbedenklich gehalten wird: ich meine die lehrenden, heilenden und helfenden Professionen.

Um diese befremdliche Ausgangsthese, dass moderne Arbeit ausnahmslos Schaden stiftet, zu begründen, muss ich vom Müll reden und zwar nicht von dem in die geordneten Bahnen der Müll'entsorgung' und Müllverwertung gelenkten, gewinnträchtigen Müll. Auch nicht von den schwimmenden Inseln aus Plastikunrat, die, immer mächtiger werdend, auf den Ozeanen treiben; nicht von dem nach Millionen Tonnen rechnenden Kohlendioxid-Ausstoß, der das Klima kollabieren lässt, nicht von den Giftstoffen, die im Boden lagern und das Wasser verseuchen, und nicht von dem gänzlich unverwüstlichen atomaren Müll, der gar nicht zum Verschwinden gebracht werden kann. All das ist äußerst besorgniserregend, aber hier nicht mein Gegenstand.

Der Müll, über den ich sprechen will, ist nicht die in Kauf genommene schädliche **Nebenwirkung** industrieller Produktion, sondern deren **Hauptzweck**.

Man kann von allen Industrieprodukten - inklusive der Dienstleistungen - , die fabriziert werden unter der Vorgabe, dass Wachstum sein müsse, sagen, dass ihr eigentlicher Daseinszweck darin besteht, Müll zu sein. Sie werden hergestellt, so fordert es die Wachstumslogik, nicht um ihrer Brauchbarkeit und Tauglichkeit willen, sondern um ihrer möglichst schnellen Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit willen. Die Tatsache, dass

immer weniger Industrieprodukte überhaupt noch reparabel sind, liefert für diesen geheimen Daseinszweck einen offenkundigen Beweis. Sie werden als Müll produziert, das heißt sie sind bereits Müll, bevor sie in Gebrauch genommen werden. Sie werden dazu nicht erst durch Verschleiß, Ausmusterung oder Verschrottung. Haltbarkeit, Durabilität und Reparabilität, sind längst keine Markenzeichen mehr, mit denen für ein Produkt geworben werden kann. Beworben wird seine Müllhaftigkeit: Der Superlativ des Attributs ‚neu‘ annonciert den Wert eines Produktes (nochmaliger Hinweis darauf, dass sich heute in schamloser Selbstentlarvung auch Dienstleistungen als Produkte bewerben). Er ist der entscheidende Werbeträger und verrät, auch wenn er im Gestus des Unschlagbaren auftritt, wozu das Ding, das da als das allerneueste angepriesen wird, ausersehen ist, nämlich dazu, in Nullkommanichts ziemlich alt auszusehen.

Wenn der Wert eines beliebigen Gegenstands darin besteht, brandneu zu sein, der letzte Schrei, die Überbietung alles bisher Dagewesenen, dann ist er in demselben Moment, in dem er auf den Plan tritt, bereits im freien Wertverfall begriffen, denn er ist ja nur die Vorstufe des neueren Neuesten, das ihm folgt, er trägt den Makel des Überholten und Defizienten bereits in sich, bevor er zum Zuge kommen kann. Wir leben also in einer Gesellschaft, die sich der Produktion von Müll verschrieben hat, die ihre bis zum Rasen gesteigerte Dynamik dem Müll verdankt, die ihre besten Kräfte und alle organisierte Arbeit dem Müll widmet und für die die Vermüllung konstitutiv ist. In unseren allergeordnetsten Verhältnissen sind wir Müllbewohner, denn wir wohnen inmitten von Dingen, Ideen, Erfahrungen und Fähigkeiten, die kaum, dass das Licht der Welt sie gesehen hat, schon zum alten Eisen gehören.

Unter Profitgesichtspunkten ist nichts so lohnlich wie die Herstellung von Müll, mit nichts Dauerhaftem oder Brauchbarem ließen sich derartige Gewinnmargen erzielen, denn alles Brauchbare trägt sein Genug in sich, ungeeignet, Wachstum zu stimulieren.

Wollte man die moderne industrielle Gesellschaft auf einen Begriff bringen, dann könnte man sie als müllgenerierende Gesellschaft bezeichnen.

Das, was wir gedankenlos ‚Fortschritt‘ nennen, ist die rasant beschleunigte Umwandlung unserer Welt in Müll, der dann seinerseits das einzig Beständige ist.

Nicht nur die sachlichen Produkte, sondern auch Dienstleistungen aller Art tragen in dem Maße, in dem sie gewinnträchtig sein sollen, ihren Teil zur Vermüllung unserer Verhältnisse bei. Auch sie sind nicht dazu ausersehen zu helfen oder Abhilfe zu schaffen, sondern dazu, die allgemeine Hilflosigkeit zu mehren und Versorgungsbedürftigkeit zu schüren, damit die Dienstleistungsbranchen wachsen können, was sie in einem kaum vorstellbaren Ausmaß auch tun.

Der modernste Müll ist demnach nicht der, der auf Deponien lagert, sondern in den Regalen der Kaufhäuser und in den Werbebroschüren der Dienstleistungsindustrie feilgeboten wird, als Müll unkenntlich und deshalb durchaus Objekt der Begierde: „Abfall ist das finstere, schändliche Geheimnis jeglicher Produktion. Es soll vorzugsweise ein Geheimnis bleiben“, schreibt Zygmunt Bauman.

Wie lebt es sich in einer müllerzeugenden Gesellschaft? Was wird aus Menschen, deren Arbeit nicht nur zu nichts nütze ist, sondern schweren Schaden anrichtet?

Wie wirkt sich die Tatsache, dass wir uns in einer Welt aus Müll einrichten müssen, auf unser Weltempfinden und unser Befinden aus? Zunächst einmal so, dass wir uns in ihr überhaupt nicht einrichten können. Das, was Hannah Arendt als den Lohn des „Herstellens“ erkennt, dass nämlich dabei eine Welt aus Dingen entsteht, die dauerhafter sind als wir selbst und in der wir deshalb Halt und Haltung finden können, gilt nicht für die industrielle Produktion. Die erschafft eine Welt, in der das Allerneueste am erstrebenswertesten ist. In ihr kann man sich guten Gewissens für nichts mehr entscheiden, weil jede Entscheidung **für** etwas mich nötigt, mich mit Defizitärem zu begnügen, und mich um die Möglichkeit bringt, dem demnächst Allerneuesten den Zuschlag zu geben. Selbst die unschuldig geglaubten Ökoprodukte entgehen dem Gesetz der Vermüllung nicht: Ist es nicht voreilig oder unvernünftig, die Sonnenenergieanlage auf mein Dach

zu setzen, die heute die am weitesten entwickelte ist, wenn doch morgen die Entwicklung darüber hingegangen sein wird und ich meine finanziellen Ressourcen für etwas hoffnungslos Veraltetes verausgabt habe? Ist es nicht unsinnig, meine Entscheidung auf ein Wissen zu gründen, das morgen überholt sein wird. Ist es nicht verrückt, Zeit und Kraft in eine Bildung zu investieren, die morgen karrierehinderlich ist? Ist es nicht unverantwortlich, heute an etwas zu glauben, das morgen als schierer Aberglaube entlarvt sein wird. Jede **ergriffene** Chance ist eine Niederlage, jede **getroffene** Entscheidung ist eine Entscheidung für Müll. Sie verwandelt eine Verheißung in eine Verfehlung und Enttäuschung.

Es gibt immer mehr Dinge, die nicht vergehen können. Müll ist ‚unverweslich‘. Aber noch beharrlicher als der Müll selbst ist die Monokultur des Denkens, die Monokultur der Müllgesinnung. Monokulturen und Monopole bedingen sich gegenseitig, sagt Vandana Shiva. Es sind mächtige Monopole, die dafür Sorge tragen, dass das schändliche Geheimnis der Wachstumsgesellschaft – dass sie nämlich Müll produziert und konsumiert - nicht ruchbar wird und dass das ‚Weiter-So‘ seinen ungehinderten Lauf nimmt. Es sind jene treibenden Kräfte, die den Fortschritt garantieren: die Naturwissenschaft, die Ökonomie, die Technik und die Bürokratie.

In seinem Geltungsanspruch ist dieses Quartett so gebieterisch wie einst die apokalyptischen Reiter, die allerdings ganz andere Namen trugen und die mittelalterlichen Menschen in Angst und Schrecken versetzten: der Hunger, die Pestilenz, der Krieg und der allgewaltige Tod. Dieser Vergleich scheint unerhört und völlig entgleist, denn die modernen Mächte gelten als die tragenden Säulen der Menschheitszukunft und haben mit den fratzenhaften Schreckensgestalten, die wir auf alten Bildern verderbenbringend und verwüstend über den Erdkreis jagen sehen, offensichtlich nichts gemein. Und tatsächlich muss man wohl zugestehen, dass ihnen an und für sich nichts Verderbliches anhaftet. Es ist im Gegenteil doch aller Mühen wert, die Natur zu erforschen, die Vorräte zu bewirtschaften, die Arbeit zu erleichtern und das Gemeinwesen zu ordnen. Und dennoch bilden die glorreichen Vier eine unheilige Allianz, die wie einst ihre archai-

schen Vorgänger einen großen Teil der heute lebenden Menschen mit Hunger, Krieg, Krankheit und Tod bedrohen. Ihre zerstörerischen Kräfte entfalten sie erst dadurch, dass sie in ihrem jeweiligen Geltungsbereich eine Monopolstellung behaupten. Die Naturwissenschaft beansprucht das Monopol der Weltdeutung, die Ökonomie das der Weltverteilung, die Technik, das der Weltgestaltung und schließlich die Bürokratie das Monopol, die Welt zu regeln. Zusammengeschlossen und miteinander vernetzt bilden sie eine Supermacht, die ihren Anspruch auf Weltherrschaft weitgehend durchgesetzt hat. Sie tendiert dazu, sich alles anzuverwandeln und alles in sich einzuschließen. Sie duldet keine anderen Götter neben sich.

Monopole sind dazu da, sich in praktizierte Macht umzusetzen. Jedes der vier Monopole ist insbesondere zuständig für eine Handlungsmaxime, die nicht nur das große Weltgeschehen steuert, sondern bis in den Alltag der Menschen Gefolgschaft erzwingt. Der Naturwissenschaft obliegt es, **Konsens** in Fragen der Welterklärung herzustellen, die Ökonomie sorgt dafür, dass die **Konkurrenz** alle menschlichen Beziehungen prägt auch die allerintimsten. Die Technik richtet die Welt auf Konsumierbarkeit zu und erhebt den **Konsum** zur ausschließlichen Form der Daseinssicherung. Die Bürokratie schließlich stellt **Konformität** dadurch her, dass sie alle menschlichen Handlungen nach dem Vorbild maschinellen Funktionierens ausrichtet. „Du sollst mit mir eines Sinnes sein und meiner Evidenz trauen“, sagt die Naturwissenschaft. „Du sollst Deinen Nächsten besiegen wollen“, sagt die Ökonomie. „Du sollst die Maschinen statt deiner arbeiten lassen, lass dich bedienen und versorgen“, sagt die Technik. „Das kostet natürlich eine Kleinigkeit“, wirft die Ökonomie ein. „Vor allem sollst du nicht stören“, sagt die Bürokratie.

Erst dadurch allerdings, dass die Monopole zu einem umfassenden System zusammenwachsen, werden ihre Forderungen zu Diktaten, deren Logik so zwingend ist, dass sie gegen nahezu jeden Widerstand immun sind; ja mehr noch: dass sie den Widerstand im Keim ersticken; oder noch genauer: dass der Gedanke, man könnte ihnen widerstehen sollen, verrückt, abwegig oder närrisch erscheint: Sobald sich die Naturwissenschaft

mit der Technik liiert, gibt sie jede Zurückhaltung und Selbstbeschränkung auf. Sie begnügt sich nun nicht mehr damit, alleingültig über die Welt Bescheid zu wissen, sondern will maßgeblich daran mitwirken, die Welt zu verändern. Die Ökonomie, die das Duo komplettiert, steuert den Gesichtspunkt der Profitabilität bei. Sie will die Welt verwerten und macht aus der wissenschaftlich-technischen Maschine eine Geldmaschine. Die bürokratische Gleichschaltung aller Machenschaften schließlich erzeugt jene unüberstehlichen Sachzwänge, gegen die aufzubegehren so nutzlos ist, wie den Mond anzubellen.

In diesem Moloch findet moderne Arbeit statt. Sie dient dessen Bestand und Zuwachs. Eben deshalb kann sie, wie sorgfältig und edel sie im Detail gemacht werden mag, keine gute Arbeit werden. „Man kann von der Klaustrophobie der Menschheit in der verwalteten Welt reden, einem Gefühl des Eingesperrtseins in einem ... netzhaft dicht gesponnenen Zusammenhang. Je dichter das Netz, desto mehr will man heraus, während gerade seine Dichte verwehrt, dass man heraus-kann“. Adorno hat darin recht: wir sind eingesperrt. Aber er hat Unrecht in der Annahme, dass diese Verbarrikadierung mehrheitlich Fluchtimpulse auslöst. Die Klaustrophoben, die ‚nichts-wie-raus-hier‘ wollen, sind eine kleine Minorität. Die überwiegende Mehrheit der Ambitionierten will nicht raus, sondern rein und hält sich etwas darauf zugute, bestens ‚integriert‘ zu sein. Der Moloch erfährt viel Zustimmung und Bejahung. Und nicht die Furcht, von ihm verschlungen zu werden, sondern die Furcht, von ihm ausgespien zu werden, beherrscht die Systeminsassen.

Besonders die an den Rand Gedrängten und für überflüssig Erklärten, freuen sich nicht etwa ihrer Nutzlosigkeit, sondern würden sich lieber drinnen ausnutzen lassen, als unnütz ‚draußen‘ zu sein. Obwohl sie sich rausgedrängt fühlen, sind sie jedoch immer noch drinnen, denn sogar unnütz dürfen sie nur von Systemes Gnaden sein und nur auf die Weise, die darin vorgesehen ist: nicht vergnügt, sondern prekär.

Das Kartell - nennen wir diese namenlose Zusammenballung der vier Monopole faute de mieux einmal so – macht gute Arbeit systematisch

unmöglich. Alle Prämissen der marktgängigen Arbeit – das unlimitierte Wachstum, die rasende Beschleunigung, die gleichmacherische Standardisierung, das hemmungslose Profitinteresse, der Konkurrenzkampf, der Konsumzwang, - sind mit guter Arbeit unvereinbar. Die logische Schlussfolgerung daraus ist ziemlich einfach: Wenn gute Arbeit *in der Arbeitswelt* unmöglich ist, dann muß man sie eben *außerhalb der Arbeitswelt* möglich machen, jenseits des Marktes, im Windschatten der großen Betriebsamkeit, im Abseits der Herrschaft der Monopole. Was logisch so simpel ist, wirft freilich praktisch erhebliche Fragen auf.

Kürzlich fiel mir ein Buch mit dem anfeuernden Titel: „Raus aus der Nische – rein in den Markt“<sup>2</sup> in die Hände. Das klingt als sozialpolitische Zielsetzung zunächst durchaus zustimmungsfähig, denn es verweist auf den Skandal, dass immer mehr Menschen auch in den reichen Gesellschaften eine gerade noch geduldete Nischenexistenz am Rande der Gesellschaft führen müssen. Ihnen soll der Weg zurück in die Mitte der Gesellschaft gebahnt werden. ‚Integration‘ ist die korrekte politische Forderung der Gutwilligen, die ihre Parteilichkeit für die Schwachen bekunden wollen. Integration - oder im ‚neuesten soziologischen Uniquak ‚Inklusion‘ -verhindere Ausgrenzung, sie fördere Gleichberechtigung und richte sich gegen alle möglichen Spielarten der Apartheit. Einen Zugewinn an Autonomie, an Handlungs- und Entscheidungsspielraum können wir uns eigentlich nur als *Aufstieg in* der Systemhierarchie denken, nicht als *Ausstieg aus* ihr. Das Abseits kann man niemandem empfehlen. Es ist ein garstiger Ort. Dort sammeln sich die Ausgestoßenen, die Scheiterer, die Nicht-Zugehörigen, die Für-unnütz-Erklärten, die Ohnmächtigen, Deklassierten und Desintegrierten. Vielmehr: Sie versammeln sich dort nicht, sondern vereinzeln sich in ihrer Randständigkeit bis zur völligen Isolation. Und sie tun das nicht aus freien Stücken, sondern werden an den Rand gedrängt. Das Abseits, darin sind sich Herrschende und Beherrschte einig, muss man meiden wie die Pest. Nur haben die einen die Macht damit zu drohen, während die Anderen es fürchten und sich abmühen, zugehörig zu

---

<sup>2</sup> Schader-Stiftung (Hrsg.) : Raus aus der Nische – rein in den Markt, Darmstadt 2008.

bleiben, ökonomisch mithalten zu können, sich funktionstüchtig zu halten: Nur nicht auffällig werden; gesund, belastbar, flexibel bleiben; immer auf der Höhe des technischen Gerätes sein, um nicht als rückständig zu gelten; und im Konkurrenzkampf nicht auf die Verliererseite geraten! Das Abseits ist wahrhaftig keine Zufluchtsstätte. Aber es ist eben auch bei genauer Hinsicht gar kein Abseits, sondern Teil des Systems; ein Disziplinierungsmittel, das zur Sicherung von Massenloyalität unerlässlich ist. Es ist ein Pseudo-Abseits zur Aufrechterhaltung der Systemmoral, ein Drohpotential *im* System. Es gibt viele gute Gründe, ihm entgehen oder entkommen zu wollen. So ängstigend ist der mögliche Ausschluss aus der gesellschaftlichen Normalität, dass die Einschließung in sie für eine Wohltat gehalten wird.

Integration steht also hoch im Kurs und wird allseits als der Königsweg zu mehr Gleichheit begrüßt, wobei ganz nebenbei Gleichheit mit Gerechtigkeit verwechselt wird. Aber wer soll denn da wohinein integriert werden? Die Frauen in die Männerwelt, die Habenichtse in die Konsumwelt, die Arbeitslosen in die Welt der ‚Leistungserbringer‘, die Kranken in die Welt der Gesunden, die Alten in den Jugendwahn, die Fremden in die dominante Kultur der Ansässigen, die Schwachen in die Welt der Starken, die Scheiterer in die Welt der Funktionstüchtigen und die Verlierer in die Welt der Sieger?

Die Männerwelt der Konkurrenz um Karrieren wird aber ja um nichts besser, wenn Frauen da auch noch mitmachen. Die gesellschaftliche Arbeit, die unsere Lebensgrundlage zerstört, wird nicht weniger zerstörerisch, wenn auch die Arbeitslosen noch daran mitwirken. Die Fremden werden nicht verträglicher, wenn sie in eine erbarmungslose Gesellschaft eingegliedert werden. Integration meint ja nicht, dass sich die Normalitätsdefinition an die Gesellschaftsmitglieder anpasst und die Schwachen, die Langsamen, die Armen im Geiste für normal gelten lässt. Vielmehr sollen durch integrative Maßnahmen alle so zurechtgestutzt werden, dass sie den Normalitätsanforderungen genügen. Was ist das für eine Gesellschaft, in der alles Scheitern, alle Schwäche, alle Krankheit nur als eine

Minderform des Seins gilt und in der alles ‚Nein‘ nur als irrationale Vorform eines globalisierten ‚Ja‘ erscheint? Durch Integration aller in eine inhumane Gesellschaft wird diese nicht humaner.

Wer jedoch für das Abseits plädiert, bekommt Gegenwind aus zwei Richtungen. Die einen nennen ihn zynisch, denn sie unterstellen, er wolle den Elendsgestalten ihr gesellschaftliches Elendsquartier als einen Ort der Befreiung schmackhaft machen. Die andern erklären ihn zum Traumtänzer, weil er überhaupt an die Existenz eines Abseits, in das das Kartell nicht hineinregiert, glaubt und der Illusion aufsitzt, der ‚netzhaft dicht gesponnene Zusammenhang‘ habe jede Menge Schlupflöcher. Dies ist allerdings das wirklich schlagende Argument gegen das Abseits, dass es in Wahrheit seinen Ernstfall, das Draußen oder Jenseits des weltumspannenden Zusammenhangs, längst nicht mehr gibt.

Aber: „Es gibt immer Orte zu finden, die leer von Macht sind. Die institutionelle Umklammerung des Lebens ist zu Anteilen Schein“<sup>3</sup>, schrieb Peter Brückner zugunsten des Abseits sogar über die Zeit des Nationalsozialismus. Man müsste die Stirn haben, die Allmacht des Systems zu ignorieren. „Bange machen gilt nicht!“ war eine Art Zauberformel unserer Kindheit, mit der wir einen übermächtigen Gegner ‚entwaffneten‘ und uns selbst Mut zusprachen. Wenn wir – und sei es in kritischer Absicht – die Totalität des Systems beschwören, sind wir ihm genauso verfallen, als wenn wir uns willig darein fügen. Es käme darauf an, seine enorme Macht zu erkennen, ohne sie anzuerkennen. Aber wie geht das?

Womöglich sind heute Nischen, leer von Macht, nicht mehr zu *finden*, sondern erst zu *gründen*. Dann muss die Reihenfolge der Handlungsschritte umgekehrt werden: Man muss nicht aus dem System ausbrechen, um im Abseits gute Arbeit tun zu können, sondern anders herum: man muss gute Arbeit tun, um der Systemkontrolle entkommen zu können. Gute Arbeit wird tatsächlich nur durch gute Arbeit möglich.

Fazit: Die auf Veränderung dringende Forderung heißt heute nicht ‚*Integration*‘, sondern Desintegration oder genauer: ‚*Desertion*‘. Das Abseits

---

<sup>3</sup> Brückner, Peter: Das Abseits als sicherer Ort, Berlin 1982, S. 16f.

ist ein Ort für Deserteure. Der Deserteur ist der ‚Nicht-mehr-Mitmacher‘ par excellence; er ist Befehlsverweigerer, er entzieht dem Machthaber seine Mittäterschaft, indem er sich heimlich still und leise, vor allem aber unerlaubt von der Truppe entfernt. Das steht nicht nur unter Höchststrafe, sondern gilt obendrein als feige und ehrlos. Ivan Illich nennt ihn den ‚dropout‘ oder ‚refusnik‘, den ‚erfolgreichen Verweigerer‘, der sich allen Bemühungen, ihn zu diagnostizieren, zu kurieren, zu erziehen, zu sozialisieren, zu informieren, zu unterhalten, zu behausen, zu beraten, zu zertifizieren zu fördern oder zu schützen, entzieht und zu den entsprechenden Bedürfnissen, die er angeblich hat, ein herzhaftes ‚Danke,Nein!‘ sagt.<sup>4</sup>

Was sind das für Orte, die leer sind von Macht? Sie sind nicht exterritorial, nicht abgelegen in unbesiedelten Weltgegenden, sie können fast überall entstehen, mitten im Hochbetrieb der Normalität, auch in der Schule, in der Fabrikhalle und im Krankenhaus. Das Abseits hat viele Gesichter, manchmal besteht es nur in einer lebensrettenden Geste der Freundlichkeit. Es ist nicht von Ungefähr, dass sich so gar nichts Genaues darüber sagen lässt. Denn Orte, leer von Macht, entstehen erst dadurch, dass da Menschen sind, die sie mit ihrer Anwesenheit füllen. Sie sind so unterschiedlich wie die Menschen, die sie besiedeln. Sie werden aus einer tiefen Abneigung gegen Gleichmacherei, Vereinheitlichung und Reih und Glied erschaffen. Es sind Stätten, in denen Menschen so zusammenwirken, dass nicht alles, was man zum Leben braucht, Geld kostet. Was umsonst ist, hat dort einen größeren Wert, als was man kaufen muss. Fürsorge ist wichtiger als Vorsorge. Kooperation und Teilen sind existenznotwendig, ebenso wie das Zusammenspiel verschiedenster Könnerschaften und Talente. Das, was das Abseits aus dem Blickwinkel der Herrschenden verächtlich und aus dem Blickwinkel der von Ausschluß Bedrohten furchterregend macht, erscheint den Systemdeserteuren, gerade als das Rettende. Ihre Nicht-Zugehörigkeit verheißt ihnen ein Stück Freiheit, Ohnmacht - jene Haltung, die nichts begehrt, von dem, was die Macht verwal-

---

<sup>4</sup> I. Illich: The Educational enterprise in the Light of the Gospel, Chicago Nov 13th 1988.  
[http://ournature.org/~novembre/illich/1988\\_Educational.html](http://ournature.org/~novembre/illich/1988_Educational.html)

tet, am allerwenigsten die Macht selbst – gilt ihnen als radikale Form des Widerstandes. Sie fordern ein Recht auf Armut inmitten einer vom Immer-Mehr gepeitschten Gesellschaft. Zeit ist im Abseits nicht Geld, sondern Zeit. Und Arbeit ist nicht Erwerbsarbeit sondern *Eigenarbeit*, jene Arbeit, von der Illich sagt dass sie immer ‚Danke, nein!‘ sagt, weil sie nicht im mindesten mit der industriellen Produktion konkurrieren, sondern sich von ihr abkoppeln und Waren wieder durch eigenes Tun ersetzen will, auch um die Abhängigkeit vom Geldbedarf zu mindern. Um nicht missverstanden zu werden: Dies ist kein Mäßigungsappell an die Elenden und Ausgebeuteten, sondern an die entmündigend gut Versorgten. Nicht jeder Penny, den wir nicht haben, aber jeder, den wir nicht brauchen, bedeutet einen winzigen Gewinn an Freiheit, während wir doch glauben sollen, dass viel Geld viel Freiheit einbringt.

Die Schriftstellerin Birgit Vanderbeke hat einen Roman geschrieben, dessen Titel schon eine Rebellion gegen die Allmacht des Systems ist: "Das lässt sich ändern". Das ist eine wiederkehrende Aussage des Protagonisten angesichts auftretender Schwierigkeiten in den Alltagsroutinen. Von Adam, so heißt er, wird schon gleich auf der ersten Seite gesagt, dass er „immer schon draußen“ war.<sup>5</sup> Eigentlich müsste man ihn einen Langzeitarbeitslosen nennen, wenn er nicht so unglaublich viel zu tun hätte. Der ganze Roman liest sich – ein wenig zu lehrhaft für einen Roman, vielleicht - wie eine Anleitung zur ‚allmählichen Verfertigung des Abseits beim Tun‘. Es ist die Geschichte einer schrittweisen Minderung des Geldbedarfs durch Eigenarbeit. Und da man „von draußen ...manches klarer (sieht), als wenn man drinnen ist,“<sup>6</sup> wusste Adam ziemlich genau, worauf es dabei ankommt: Man muss – erstens – strikt darauf achten, nicht zu „vertrotteln“. Das ist gar nicht so einfach, denn „du wirst sehen, in zwanzig Jahren haben sie uns alle so weit verblödet, dass wir nur noch Knöpfe drücken können. ... und zu blöd zum Kartoffelschälen wären und nicht einmal mehr einen Knopf würden annähen können.“<sup>7</sup> Man muss – zwei-

---

<sup>5</sup> Birgit Vanderbeke: Das lässt sich ändern, 2. Auflage München/Zürich 2011, S. 7.

<sup>6</sup> Ebenda S. 13.

<sup>7</sup> Ebenda S. 28 und 30.

tens – eine Art Sperrmüllgesinnung ausbilden, gute Dinge, solche die brauchbar, haltbar, nicht elektronisch verseucht und keine Energiefresser sind, bewahren und sich in ihrem Gebrauch üben: „Er konnte an keinem Sperrmüll vorbei, ohne nachzusehen, ob etwas drin wäre, ein Werkzeug, ein Hobel, ein Ersatzteil, eine angebrochene Rolle doppelseitiges Klebeband“ ... irgendwann würde er es bestimmt brauchen können.“<sup>8</sup>

Man muss – drittens – den Kindern behilflich sein, nicht zu verblöden, indem man sie am Ernst des Lebens teilhaben lässt, statt sie in den Schonraum einer verschulten Kindheit abzuschieben. Und – viertens – muss man sich von Menschen in dem, was man kann, beanspruchen lassen und sie im Gegenzug seinerseits beanspruchen: Verschiedene Vermögen verschiedener Menschen sind zu gegenseitigem und gemeinschaftlichen Nutzen in Umlauf zu bringen. Lauter Attitüden, die nicht sehr populär sind in modernen Lebenszuschnitten und eben deshalb konstitutiv für die Kultur des Abseits.

Dass die Gemeinschaft, die sich nach und nach zusammenfindet, sich vom ‚Markt‘ gänzlich loseisen könnte, macht die Autorin ihren Lesern nicht weis. Alle Akteure bleiben in die Logik des Marktes und der Geldwirtschaft verstrickt. Aber ihre Bewegungsrichtung hat sich geändert. Sie wollen nicht mehr rein in den Markt, sondern raus aus ihm, das heißt, sie versuchen, dem Markt so viel Zeit, so viel Arbeitskraft und so viel Kaufkraft wie möglich zugunsten der Eigenarbeit zu entziehen. Schon das allerdings - und auch darin ist die Geschichte realistisch - fordert das System heraus. Es zeigt Zähne und will Loyalität erzwingen. Im Handumdrehen wird die Eigenarbeit der gegenseitigen Hilfe zur Schwarzarbeit erklärt. Und ebenso rasch liegt der Vorwurf der Steuerhinterziehung in der Luft. Die Abweichung von dem, was üblich ist, macht das bunte Völkchen auch in seiner ressentimentgeladenen Umwelt verdächtig und zum Objekt der Anfeindung. Seine Lebensordnung wird als ordnungswidrig, mindestens als Verstoß gegen das Schickliche eingestuft und erregt Anstoß. Es findet sich eben immer jemand, „der die Bullen ruft. Schwarzarbeit, Kinderarbeit,

---

<sup>8</sup> Ebenda S. 27.

was weiß ich. Keine Zulassung. Keine Lizenz. Die Kanalisation. Die Europanorm. Der Sortenkatalog. Die Hygiene. Die Sicherheit. Wenn das alle so machen würden.“<sup>9</sup>

Systemdeserteure müssen sich in Verschwiegenheit und Geheimhaltung üben, um den Riesenappetit des Systems nicht zu reizen. Und auch damit wird ein Gesetz, das im System gilt, auf den Kopf gestellt. Widerstand *im* System gewinnt an Kraft, je mehr Aufmerksamkeit er auf sich zieht. Je mehr die Medien sich darum reißen, Bericht zu erstatten, je öffentlicher der Protest ist, je einprägsamer die Bilder, die er den Medien liefert, je imposanter die Zahlen der Neinsager desto mehr Wirkung zeitigt er. Die Abseitse hingegen tun gut daran, sich eine Art Mimikri zu verordnen. Ihr Markenzeichen ist ja gerade, dass sie vom Großen und Ganzen *nichts* verlangen. Nur in Ruhe gelassen wollen sie werden. Und dafür ist es am besten, unauffällig zu bleiben. Der Moskauer Soziologe Theodor Shanin ging mit einer Schar von erkenntnisdurstigen Studenten nach Sibirien, um einem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Immer wieder sickerten Berichte durch, dass dort fernab von der Metropole oft monatelang an die öffentlich Bediensteten keine Gehälter gezahlt wurden. Lehrer, Polizisten, Postangestellte und Krankenhauspersonal warteten vergeblich auf ihren Lohn. Wie kommt es, fragte Shanin sich und seine Studenten, dass die Menschen nicht scharenweise hungern, die Kinder nicht barfuß laufen und unbeschult sind, die Kranken nicht unversorgt bleiben und die öffentliche Ordnung nicht zusammengebrochen ist? „Wir wissen, wie sie es machen, wir haben es herausgefunden“, teilte er mit. Und als wir, seine Zuhörer auf einem Bremer Symposium im Jahr 2004, gespannt auf die Antwort warteten, fügte er hinzu: „Aber wir werden es nicht verraten.“

Eigenarbeit lohnt sich nicht? Wie wahr! Kann die Behauptung, Eigenarbeit würde den Geldbedarf mindern, überhaupt einer Überprüfung standhalten? Mit Billigprodukten aus China und Indien kann sie niemals konkurrieren. Wenn ein Vertreiber von Billig-T-Shirts seine Produkte damit bewirbt, dass sich das Waschen nicht mehr lohne, dann scheint Eigen-

---

<sup>9</sup> Birgit Vanderbeke a.a.O. , S. 145.

arbeit eine geradezu schildbürgermäßige Verirrung zu sein. Aber genau dieser Vergleich trifft sie nicht, denn sie hat mit Produktion von Konsumgütern nichts zu tun. Sie produziert überhaupt nicht, sondern stellt Güter für den eigenen Gebrauch und Verbrauch her. Das ist durchaus zweierlei. Ihr Nutzen erweist sich nicht an Effizienzkriterien der Massenproduktion, sondern gerade an dem, was aus den Effizienzkalkülen systematisch herausgerechnet wird. Bei diesen Rechenmanövern wird zweierlei unterschlagen.

Erstens: die ungeheuren ‚Kollateralschäden‘ an den Menschen und an der Natur, die durch Massenproduktion und Massenkonsum verursacht werden, deren verheerende Wirkungen unablässig durch Reparaturmaßnahmen, die ihrerseits verheerende Wirkungen zeitigen, eingedämmt werden müssen. Fukushima und der Golf von Mexiko sind ja nur die spektakulären Spitzenereignisse einer alltäglichen Katastrophenpraxis, bei der Erde, Luft, Wasser und Wetter zugrundegehen und Menschen millionenweise krank werden oder verhungern.

Ebenso fällt - zweitens der vielfältige ‚Kollateralnutzen‘ unter den Tisch, der den jeweils engeren Zweck jeder Eigenarbeit begleitet. Diesen Nutzen haben wir als mannigfache Rückerstattung kennengelernt. Nicht weil Eigenarbeit die gewohnten Konsumgüter billiger herstellen könnte als industrielle Produktion, sondern weil sie sie überhaupt entbehrlich macht, mindert sie den Geldbedarf, - und zwar ohne zähneknirschenden Verzicht. Wieviele Dinge brauchen wir nur deshalb, weil unsere Arbeit so ist, wie sie ist? Die Menge von kleinen und großen Statussymbolen, die unsere Chancen im Konkurrenzkampf verbessern sollen, den Ausstattungsplunder, mit dem wir uns umstellen, um uns für unseren täglichen Frust zu entschädigen, die Bewegung, die wir für viel Geld im Fitnessstudio einkaufen, um nicht völlig einzurosten, den teuren Fertigfraß, auf den wir aus Zeitmangel zugreifen, die Sicherheitsstaffage mit der wir uns einer feindlichen Umwelt erwehren, den Unterhaltungszirkus, den wir brauchen, weil wir zunehmend vereinsamen, die Therapien gegen unsere Sinnkrisen, die Beratungen gegen unsere Orientierungslosigkeit. Zu all dem und manchem mehr

sagt Eigenarbeit ‚Danke, Nein!‘ Auch dass sie eine Hemmung gegen schnellen Verschleiß, gegen Verschwendung und vorzeitiges Wegwerfen erzeugt, weil man das, was man selbst erschaffen hat, ganz anders wertschätzt, als das, wofür man achtlos ein paar Scheine hingeblickt hat, schlägt als Einsparung erheblich zu Buch. Eigenarbeit spart Zeit, indem sie sie verausgibt, Geld, indem sie es nicht braucht, Raum, indem sie ihn pfleglich nutzt, Kraft, indem sie der Mühe Sinn entlockt und Natur, indem sie ihr möglichst wenig schadet. Es ist nicht so, dass Eigenarbeit sich nicht rechnet, vielmehr so, dass sie sich nicht berechnen lässt. Die Vorstellung, die real existierende Industrieproduktion sei ihr an Effizienz haushoch überlegen, ist ein großer Irrtum und reine Propaganda.

E.F. Schumacher hat viele Argumente zusammengetragen, um die Eigenarbeit gegen die Verfechter des laufenden Wahnsinns ins Recht zu setzen. Wir brauchen „die Wiederherstellung echt schöpferischer Arbeit durch Entwicklung einer vereinfachten vermenschlichten Technik, eine ... vereinfachte Lebensweise, ...eine „dezentralisierte Wirtschaftsstruktur mit vorwiegend kleinen Betrieben“ und „weitgehende Selbstversorgung kleiner kohärenter Gruppen“.<sup>10</sup> Am wirtschaftlichsten sei die lokale Produktion für den lokalen Ge- und Verbrauch. Was er über das Neue schreibt, wohl-gemerkt nicht über das Allerneueste, bestärkt mich besonders: „...alles Neue nimmt einen kleinen dunklen, äußerst unscheinbaren Anfang ... Auf's Ganze bezogen ist da auf lange Zeit nichts als eine kleine Unregelmäßigkeit...“<sup>11</sup> Wir Heutigen müssten vielleicht auf die Spekulation auf Weltrettung ganz verzichten und uns damit begnügen, das Rechte zu tun, unabhängig von der Frage, ob es zum Erfolg führt. Vielleicht gilt auch für unsere Weltrettungsabsichten die Schumachersche Formel: „Je wirksamer, desto gefährlicher.“<sup>12</sup>

### **Leseempfehlung:**

**Marianne Gronemeyer: Wer arbeitet, sündigt ... - Ein Plädoyer für gute Arbeit**

Darmstadt 2012. 207 Seiten.

---

<sup>10</sup> Ernst Friedrich Schumacher, Es geht auch anders, S. 49.

<sup>11</sup> Ebenda S. 139.

<sup>12</sup> Ebenda S. 34.